

Das Menschein Matthias.

22] Erzählung von Paul Sig.

Aus der Hosentasche holte er den Erlös des Tages sowie das Verzeichnis der Waren, die er mitführte. Das war eine Arbeit, die ihm viel Kopfschmerzen machte. Die Barschaft betrug wieder nur etwas über drei Franken. Dieser Tatbestand allein genügte, ihn des Atems zu berauben. Heute war er zum viertenmal als selbständiger Handelsmann unterwegs, nachdem er vorher eine kurze Lehrzeit beim Großen absolviert hatte. Die Sache machte ihm nur geringe Freude und brachte ihm darum auch wenig Erfolg. Unvergleichlich viel lieber wäre er mit Schmetterlingsnetz und Büchse über die Wiesen galoppiert. Aber die schönen Fabeligkeiten hatte die Wasgotte gleich am ersten Tag nach seiner Rückkehr „aus den Ferien“ mit Beschlag belegt und ihm dafür einen Weg gewiesen, sein Dasein schon in jungen Jahren nützlich zu gestalten. Ihrer Habgucht war eingefallen, einen Kleinhandel mit Spezereien aufzumachen und dazu die beiden Büben anzuspannen, die ja nur vormittags zur Schule mußten. Zwar verstieß es gegen das Gesetz zum Schutz der Minderjährigen. Aber wer fragte da oben danach? Solange sie nicht just einem übelgesimten Landjäger in die Hände liefen, hatte es keine Gefahr. Der Große ließ sich bei diesem Geschäft über Erwarten gut an; er war stark genug, zudringlich und durchtrieben, hatte den zähen Erwerbssinn der Mutter und bekam natürlich auch manchen Baken für sich. Der Kleine jedoch zeigte sich ungeschickt, bockbeinig, trotzdem auch ihm zum Ansporn ein bescheidener Gewinnanteil verheißen wurde. Er machte nicht die geringsten Fortschritte, so daß sich die Wirtin zum Gupf vor Zorn kaum mehr auskannte. Allein so sehr sich der verzärtelte Schwesterjohn dagegen stemmte — die Angebrin ließ auch nicht locker. Jeden zweiten Tag mußte er mit dem Korb ausreiden, immer bergauf, nach den entlegenen Dörfern und Weilern. Sie wollte eben um jeden Preis einen tüchtigen Hausierer aus ihm machen.

Matthias kam mit seiner Rechnung lange nicht zustande. Er zählte das Geld, die Waren nach, bis ihm die Zahlen wie Ameisen durcheinanderliefen. Düstler, gleich Beschwörungsformeln könnte sein Gemurmel: „Drei Pfund Eiernudeln machen sechsundneunzig, zwei Pfund dünne Zwetschgen vierundfünfzig, Würfelzucker achtundzwanzig, Schuhwische zwanzig, Kernseife sechsunddreißig, Waschbläne zwölf . . .“

Er mochte anfangen, wo er wollte, es kam stets zu wenig heraus und stimmte nirgends. Da gab er's trübselig auf und geriet ins Sinnen. Die Wasgotte fand es letztlich schon heraus, wo's haperte . . . Wenn er nur erst so viel Mut fakte, den schweren Heimweg anzutreten.

Vierzehn Tage waren es schon seit dem Treustädter Anzug, der so verheißend anfing und ein so jähes Ende nahm — wenigstens für ihn, das Jünglein Matthias, dem das Unheil am meisten Abbruch tat. Die Stadt, der See, die Bleiche, Vater und Mutter . . . alles lag weit entrückt in der Tiefe, wie ehemals die Wallfahrt seiner Gedanken, aber nicht mehr zag, rätselhaft, unbestimmt, sondern trohig, vielgestaltig, zielbewußt fuhren sie aus, um lange nicht mehr zurückzukehren. Er konnte ganze Stunden sitzen, sinnen, bohren, ohne zu wissen, wo er war und was er Nützlichliches zu tun hatte. So erging's ihm auch jetzt vor dem Vogelkäfig. Angezogen von ihrem erbärmlichen Los, das dem seinigen glich, sah er ihrem abendlich verebbenden Treiben zu. Warum sahen sie hier im Gefängnis, denen der Schöpfer Flügel gegeben hatte, mit den Wolken um die Wette zu fliegen? Das war die gleiche Grausamkeit, die ihn, schwer beladen, zu qualvollen Märschen und bettelhaften Geschäften zwang, statt daß er's glücklichen Kindern bei fröhlichen Spielen gleichtum durfte. Eine frühe Welle der Erkenntnis schlug an sein Bewußtsein. Die kindliche Seele gerbar einen Haß, wie ihn Männerleidenschaft nicht grimmiger zeugen mag. Schwächliche Hände rüttelten an dem Gitter, als gelte es, die Drähte zu zerreißen, den Gefangenen zur Flucht zu verhelfen. Aber er wußte kaum, was er tat. Erst als von dem dumpfen Getöse einige Vögel furcht-sam aufschwirrten, besann er sich wieder, startete noch einige Sekunden ratlos, verwundert auf das verschlafene Vöcklein und entdeckte dann mit Grauen, daß es mittlerweile dunkel geworden war.

Längst hätte Matthias zu Hause sein sollen. Er beeilte sich nicht, obwohl er durch sein Bögern alles nur schlimmer machte.

Ach, die Gefiederten im Käfig hatten es doch so viel besser als er: sie bekamen wenigstens ihr gutes Futter, konnten ruhig schlafen, brauchten keine Qualen zu erdulden! Todmüde war er und hungrig wie ein Wolf. Allein er hatte nur geringe Aussicht auf ein gutes Abendbrot und friedliches Nachtlager.

Da bereits die Gartenlichter durch das Buschwerk blühten, die Kurgäste zurückkehrten, nahm der kleine Hausierer seine Bürde wieder auf. Er ging jedoch nicht der Straße zu, sondern auf den gewundenen Parkwegen weiter, wobei ihn, wenn auch nur halb bewußt, eine niedere Hoffnung trieb. Die Furcht vor Ausweisung mußte einer anderen, weit schwereren weichen. Gespannt, zwischen Scheu und Zweifeln blickte er zu den vornehmen Spaziergängern auf, die, einzeln oder paarweise, aber meist achtlos an ihm vorbeigingen. Er mied die erhellten Gänge und schlich geduckt an den Raseneinfassungen hin. Die feinen Herren und Damen, welche, gesättigt, die Reizen der Musik schwelgerisch nachsummend, zuweilen einen schnellen Blick nach dem verdriickten Schleicher warfen, waren höchstens erstaunt, nicht offen angebettelt zu werden.

Am Ende des Gartens blieb er enttäuscht stehen. Hatte er nicht im stillen erwartet, eine der rauschenden, duftenden Frauen möchte ihn ansprechen und teilnahmsvoll um die Not befragen, die ihm aus den Augen sah?

Der Augustabend in der Höhe war so mild und herzbewegend, die Menschen sahen fast alle wie Besenke aus, Erwählte des Glücks, über alle Beschwer Erhobene. In den Lichtungen des Parks blieben sie stehen, um die vom unsichtbaren Mond beleuchteten Firnen mit langen Blicken anzubeten und den Himmel dazu, der, kaum einen Schatten dunkler als am Tage, noch ganz im Bann der gesunkenen Sonne war. Ihre Augen glänzten vom Feuer des Weins, der Liebe und Sehnsucht. Die aufgeregten, unerfülllichen Seelen warfen Anker aus im Meer der Unendlichkeit. Waren sie hinaufgekommen, um dem Ewigen näher zu sein? Manche Regung wuchs ins Gehre, viele Gefühle der Liebe und Güte boten sich dem Lenker der Gescheide dar. Konnte da nicht ein kleines Wunder geschehen, irgendein übervolles Herz vor die Not des armen Knaben geführt werden? Ach, sie sahen nur immer in die Ferne, hinaus und hinab, und harrten wohl selbst auf Zeichen und Wunder, derweilen das Leid der Welt in Gestalt eines unscheinbaren Kindes an ihnen vorüberhüschte . . .

Die Angst vor der Heimkunft machte eine Sünderin aus Matthias' Seele.

„Wenn mir jemand nur ein oder zwei Fränklein gäbe . . .“ überlegte er in tiefer Erniedrigung, die ihm den Schweiß in die Hände trieb. Er hatte noch nie zu betteln versucht. Aber um so großes Mitleid anzufachen, mußte einer wohl mitten auf der breiten Allee stehen und heulen wie ein Schloßhund, daß es diesen Reichen recht herb in die Herzen schnitt! Dann legten sie vielleicht aus ihren Börfen zusammen und der Bettler konnte lachen. Oder . . . wenn er vorgab, sein bißchen Geld verloren zu haben? O Qual, die unentbehrlichen Tränen ließen sich nicht herauspressen, seine Brust wurde im Gegenteil hart wie Stein; eine klägliche Miene war alles, was er zustande brachte. Und leichter ertrug er noch das lebhafteste Vorgefühl harter Strafe als den Falch des Herzens, die elende Lüge, die ihm jeder gleich von der Stirn lesen konnte. Erst als er auf die Dorffstraße kam, begann es wirklich und wahrhaftig zu tropfen, da siegte urplötzlich eine echte Trauer über die elende Heuchelei. Er schämte sich von Grund auf und dachte zugleich an die schönen, freien, sorglosen Stunden im Treustadt, denen nun doch wieder so bittere, knechtische folgen mußten. Das war in der Tat ein Schmerz zum Steinerweichen, es schüttelte das Würschchen von unten bis oben, so daß selbst die Kraxe auf dem gebeugten Rücken zu tanzen anfing. Allein nun war zu allem anderen Mißgeschick niemand nah, um an diesem erschütternden Anblick das Herz zu entflammen. Und Matthias fiel es auch nicht ein, wieder umzukehren, die heiß quellenden Tränen | gewinnbringend anzulegen.

Es schlug halb neun. Zwei harte Hammerschläge, darüber auch dieses Weh wieder verstummte. Um sieben hätte er zu Hause sein sollen. Eine Weile griffen die erschöpften Beine hurtig aus, wie von einer Fuchtel bedroht. Nun war ihm Konrad natürlich schon mit einem guten Erlös zugekommen. Sicher hatte der wenigstens das Dreifache eingenommen und durfte sich nun ordentlich sättigen an Kaffee und gebratenen Erdäpfeln. Während der Säunige dies bedachte, kam er gerade an einer Gasthofsküche vorüber. Aus dem Erdgeschos stiegen aufreizende Gerüche von unbekannten Speisen in seine Nase. Was das wohl für schmackhafte Gottesgaben sein mochten? Im Paradies konnte es auch nicht köstlicher duften. Sein Hunger warf sich demütig in den Staub vor dem Ueberfluß, den seine Augen gewahrten. Aber da unten regierten strenge Männer mit schneeweissen Jacken und Mützen, sie legten die Hand auf alle Lederbissen, Spektakelten gewaltig mit Psammen und Platten und sorgten dafür, daß die gebratenen Tauben nicht durchs Fenster entwischten. Matthias mochte wohl keine Nase, doch nicht seinen Gaumen leben. Er konnte ja noch von Gunst sagen, wenn ihm daheim ein trockenes Stück Brot verabreicht wurde...

(Fortf. folgt.)

Die höchste Enttäuschung.

Skizze von Curnonsky.

Als der Gefängnisdirektor mit seinem Gefolge am frühen Morgen in die Zelle des Constant Troustat eindrang, fanden sie zu ihrem Erstaunen den zum Tode Verurteilten bereits vom Lager erhoben, bei seiner Toilette.

Der vortreffliche Monsieur Blaviot hielt es nichtsdestoweniger für seine Pflicht, eine den Umständen angemessene Miene aufzusetzen.

„Mut, Troustat!“ sagte er.
 „Ihr Gnadengesuch ist zurückgewiesen!“ fuhr der Verurteilte in spöttischem Tone fort. „Nein, wirklich, Herr Direktor, wenn Sie mir nur deshalb zu so früher Stunde Ihre Aufmerksamkeit machen, um mir das mitzuteilen, so gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie nichtsdestoweniger zu spät aufgestanden sind!“

Er zeigte auf das hohe schmale Fenster, durch das ein undurchdringlich verworrenes Geräusch wie Meeresbrausen hereindrang. „Seit drei Stunden höre ich das,“ sagte er. „Da habe ich mir gesagt: Aufgepaßt! Heute geht's los.“

„Nun!“ murmelte Blaviot, immerhin ein wenig außer Fassung. „Ich sehe, daß Sie den Dingen gefaßt gegenüberstehen.“

Der Prediger trat vor: „Mein liebes Kind,“ sagte er, „eine so lobenswerte Ergebung, läßt mich hoffen...“

„Auf was? Auf was?“ entgegnete der Verurteilte. „Sie, Herr Pfaffe, machen Sie sich vor allem aus dem Staub, wenn Sie mit heilem Maul davonkommen wollen! Nicht wahr, oder sagen Sie einmal... Wozu dient eigentlich die Trennung?“

„Die Stunde ist für politische Diskussionen schlecht gewählt, Troustat!“

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, aber ich war's nicht, der sie wählte.“

„Meine Pflicht schreibt mir vor, Sie bis an die Schwelle des Schafotts zu führen,“ sagte der Geistliche Colliard mit seltem und sanftem Ton. „Es steht Ihnen frei, mein liebes Kind, die Trost- worte zuzuschweifen.“

„Trostworte!“ rief Troustat. „Es ist ja der schönste Tag meines Lebens! Ohne Uebertreibung! Sie scheinen zu glauben, daß ich Ihnen was weis mache! Aber ich fühle mich nicht im geringsten verlezt. Hören Sie mich einen Augenblick an.“

Blaviot zog seine Uhr heraus. „Troustat,“ sagte er, „uniere Augenblicke sind gezählt.“

„Die meinen erst recht,“ erwiderte der Verurteilte. „Sie werden mir vielleicht sagen, daß das Parlett ungeduldig wird! Mögen sie ein wenig warten, sie veräumen nichts... Ich werde ihnen zeigen wie man für 175 000 „Meter“ stirbt. Denn ich bin schließlich kein Verbrecher wie die anderen, kein Handwerksphysiker oder Gelegenheitsarbeiter, der für 2 Franc 75 schuftet. Wenn ich Vater und Mutter Drapier, ihr Göhr und ihre Köchin um die Ecke gebracht habe, so weiß ich wenigstens, warum ich es tat. Ich habe ihr Heim gründlich geäubert, um mich bis ans Ende des Lebens weich zu betten. Wäre nicht Phemie, das Kamel, das mich dem Gericht ausgeliefert hat... Nun gut, mit meinem Glück ist's aus, aber es bleibt mir der Ruhm!“

Der Geistliche begab sich auf den Korridor, die Arme zum Himmel erhoben, der übrigens, wie gewöhnlich, keine Entrüstung zeigte.

„Ja, was sage ich Ruhm,“ setzte der Verurteilte mit überschwenglicher Stimme fort. „Ich bin ebenso berühmter als Aostand, Dufayel, Potin und Sarah Bernhardt... Mein Porträt wird auf der ersten Seite aller Zeitungen zu sehen sein.“

„Troustat,“ unterbrach Blaviot, „der Tag ist bereits angebrochen, es bleiben die Formalitäten der Toilette...“

„Der Toilette? Welcher? Ich bin mit meiner fertig, wir

haben also gewonnene Zeit“, erwiderte der unverbesserliche Schwäger.

„Haben Sie einen letzten Wunsch zu äußern?“ Der Verurteilte lächelte süchtig.

„Ich hätte Lust, Ihnen zu antworten, daß ich Englisch lernen möchte“, sagte er, „aber ich glaube, das ist bereits gesagt worden. Also nicht, nein?... Ich möchte gern zu Chantecler gehen, aber zu dem ins Varietee... Da wir aber in der Provinz sind...“ Er setzte den Fuß auf den Rand seiner Brüsche, um seinen Schuh zuzuschmüren. „Ich habe immerhin Dufel“, setzte er fort, „daß mein letztes Auftreten nicht in Paris stattfindet, wo die öffentlichen Hinrichtungen unterdrückt werden... Hier dagegen! Hören Sie nur, wie sie heulen... Es müssen wohl an die zehntausend sein?“ „Ganz Chandon-sur-Loire ist da“, sagte der Direktor, geneigt, dem Verurteilten eine letzte Freude zu bereiten.

Ein Funke des Stolzes blickte in den grünen Augen Troustats auf. Er richtete seine schlanke Gestalt auf und wölbte seine breite Brust.

„Schneidig!“ sagte er. „Anstatt langweilig als Krüppel oder als unbrauchbares Sujet zu sterben, mache ich meinen Abgang mit 28 Jahren unter dem lauten Beifall einer unähligen Menge, wie es auf den Anschlagzetteln geschrieben steht. Nur schade, daß nicht einige Kameraden aus meiner Nachbarschaft hier sind, damit sie sehen, wie ich abtrage. Das ist noch nicht alles, Herr Direktor. Ich sehe, daß Ihnen das Haar zu Berge steht. Sie werden so freundlich sein, mir einen Absinth servieren zu lassen... Jawohl, ein Glas Absinth, klar, gut eingeeignet und eine Cäse für 1 Franc 50 von Edwards Sorte. Sie werden mir doch die Ehre antun, mit mir anzustoßen... Wissen Sie, man darf niemals auseinandergehen, ohne den letzten Schluck zu nehmen!“

Während der letzten Toilette entwickelte Troustat sprühenden Witz; er begann mit dem Geistlichen Colliard eine lebhaft und animierte Unterhaltung über das Geheimnis der Weichte; er zitierte Leo Taxil; er behielt stets das letzte Wort; er wagte einige lustige Witze und drückte mit etwas eigentümlich gewählten Worten das Bedauern aus, das er darob empfand, daß er nicht alle hübschen Frauen, die in diesem Augenblick an ihn dachten, lieben durfte.

Als er den letzten Schluck Absinth genommen hatte, den ihm ein Wächter gereicht hatte, erhob er sich, die Hände bereits auf den Rücken gebunden, und gab das Zeichen zum Aufbruch.

„Vorwärts!“ sagte er. „Haltung zeigen! Ich werde mich doch nicht unterliegen lassen!“

Der Zug durchseilte lange, feuchte Korridore, man überschrift einen kleinen Hof. Dann öffnete sich die Gefängnistür und der von einer schwarzen Menge wimmelnde Platz lag plötzlich vor ihnen. Vom Militär zurückgedrängt, strömte die Menschenmenge in die Nebengassen: Dächer, Balkons, Mauervorsprünge, Bäume, Laternenpfosten, alles war von neugierigen Augen und gespannten Gesichtern besetzt. Troustat betrat mit leichtem, elastischem Schritt die Stufen des Schafotts; er stieß den Geistlichen, der die Guillotine vor ihm verbergen wollte, mit der Schulter fort.

„Geben Sie aus dem Weg, man sieht mich nicht.“ Seine Erscheinung wurde mit einem Geheul begrüßt, das ihm der Anmut beraubt zu sein schien. Er stellte sich stolz zwischen den Posten auf und salutierte vor der Menge.

Da brach plötzlich ein einmütiges Beifallsstöhnen aus. Troustat erfuhr die löstliche Freude der Huldigung, jene Wollust des unmittelbaren lebendigen Ruhms, der die Tenöre und Medner zu bitteren Tränen rührt... Die ganze versammelte Menge sollte ihm Beifall: Die Männer schlangen die Hüte, die Frauen wedelten mit den Taschentüchern. Die Posten selbst traten zur Seite, gleichsam von einem plötzlichen Respekt erfaßt, und der Exekutor der hohen Taten schien seine Funktion zu vergessen.

Troustat glaubte, daß die Stunde gekommen sei, einige entscheidende Worte zu sprechen.

„Das ist zu viel!“ rief er. „Sie sind wirklich zu lebenswürdig.“ Aber ein eigentümliches, einöniges Geräusch überlante seine Stimme. Es schien ihm, als berühre ein Flügel sein bedrohtes Haupt; als er bemerkte, daß die Leute in die Höhe saßen, erhob er auch die Augen und gewahrte endlich das Luftschiff, einen graziösen, leichten Monoplan, der hoch oben am klaren Himmel über dem Gefängnis auftauchte.

Da begriff Troustat die Wichtigkeit des Ruhms, er begriff, daß die Ovationen dem Aviatiker galten. Er wurde von einer tödlichen Verachtung für seine Mitmenschen erfaßt und speziell für das zudringliche Wesen, das sich erlaubte, mit ihm in so unlauteren Wettbewerb zu treten.

„So ein Kamel!“ Inurrte er. „Er verdirbt mir meinen Abgang.“

Inzwischen näherte sich der große Vogel mit den weißen Flügeln der Erde.

„Das ist Bleiham!“ riefen die Stimmen. „Er wird auf dem Marché-Neuf landen.“

Das war das Zeichen dafür, daß die Menge nach allen Seiten auseinanderstob. Im Nu kehrten alle Zuschauer der Guillotine den Rücken. Eine ungeheuerliche Bewegung brachte Verwirrung in die Menge. Troustat fühlte, daß sein Publikum ihn verließ.

„Bürger!“ brüllte er.

Aber die Posten kamen wieder zur Besinnung und packten ihn mit fester Hand. In kürzerer Zeit, als notwendig ist, ein historisches Wort zu sprechen, wurde Troustat der Länge nach ausgebreitet, die

übrigens bald um ein Stück verkürzt werden sollte, und die vorgelegte Schutzmaske umsäumte seinen Nacken. Mit einer Stimme, die wie aus einem geschlossenen Korbe hervorzudringen schien, konnte er dann noch schreien:

„Ihr seid alle nur . . .“

Aber das Schwert der Gerechtigkeit schnitt ihm das Wort ab.
Übersetzt von :: :: ::
Stephanie Goldemring.

Die Blinddarmentzündung als Kulturkrankheit.

Man hört so oft in Laienkreisen das Wort: Blinddarmentzündung ist heute Mode. Aber die Blinddarmentzündung, die furchtbare Krankheit, der alljährlich in Deutschland Tausende erliegen, soll vielmehr als Kulturkrankheit zu bezeichnen sein, wie der Breslauer Professor Hermann Küttner, einer der ersten Chirurgen Deutschlands, an der Hand der neuesten Forschungen, Erfahrungen und Statistiken in einem Aufsatz darlegt, den er für die „Deutsche Revue“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Leipzig) geschrieben hat. Insofern, als die Blinddarmentzündung (Appendicitis) seit den 90er Jahren erschreckend zugenommen hat, kann man sie freilich eine Modekrankheit nennen; die Zunahme ist tatsächlich. Die große zahlenmäßige Zunahme, die die Statistik zeigt, läßt sich nur zum Teil auf Fortschritte in der Diagnose erklären. Die große Sammelforschung, die die Berliner Medizinische Gesellschaft angestellt hat, hatte das gleiche Ergebnis. Kurz: man hat es mit einer periodischen Epidemie zu tun, die fast alle Kulturländer der Erde überzieht. Woran liegt das nun? Welches sind die wirklichen Ursachen der Blinddarmentzündung?

Vormals kannte man alle möglichen, zum Teil recht abenteuerlichen Ursachen für die Krankheit; diese sind aber in das Reich der Fabel zu verweisen. Dahin gehören Kirsch- und Apfelsinenkerne, Emailsplitter vom Kochgeschirr, Metallteile der Konservendbüchsen, verschiedene Obstkerne usw. Küttner selbst hat in seiner Klinik eine außerordentlich große Zahl von Blinddarmentzündungen behandelt und dabei aber nur zweimal Fremdkörper im Wurmfortsatz angetroffen, nämlich: ein Schrotkorn und eine Fischgräte. Eine Rundfrage bei bedeutenden Chirurgen hat dieses Ergebnis bestätigt. Die menschliche Phantasie hat aber noch andere falsche Ursachen für die Blinddarmentzündung ausfindig gemacht. So beschuldigt ein Engländer Abspaltungsprodukte des roten Summis an den Verschläffen der Limonadenflaschen. Ein anderer legt die Vorzäure an, die man zur Fleischkonservierung verwendet. Rüsse, Ananas, Wurst, Käse, Pilze, Muscheln und Hummer sollen die Sündenböcke sein. Die Amerikaner klagen die Eisgetränke an. In Europa macht man stellenweise den Biergenuß für die Blinddarmentzündung haftbar. Und so gibt es eine unendliche Reihe von Ursachen der Blinddarmentzündung, die heute vollständig verworfen werden.

Die wahren Ursachen der Blinddarmentzündung sind andere. Eingeweidewürmer können in seltenen Fällen echte Blinddarmentzündung hervorrufen, meistens aber ist die Kultur die Ursache der Krankheit. Wichtig unter ihren Ursachen ist die chronische Verstopfung, die chronische Dickdarmataxie verursacht, die ihrerseits wieder Blinddarmentzündung hervorrufen. Ein starker Beweisgrund für die Richtigkeit dieser Ansicht ist das fast völlige Fehlen der Krankheit im Säuglingsalter, und die relative Häufigkeit bei angeblich kräftigen, mit Eiern und Fleisch ernährten Kindern, sowie das Ueberwiegen der Erkrankung bei den im Auslande wohnenden Europäern im Gegensatz zu der eingeborenen Bevölkerung. In Nordamerika ist die Blinddarmentzündung bei den Weißen überaus häufig und fehlt bei den Negern fast völlig. In Algier erkrankt von den europäischen Truppen ein sechsmal so großer Bruchteil wie von den eingeborenen Soldaten. In China haben die Marineärzte, die häufig Europäer wegen Blinddarmentzündung zu behandeln haben, festgestellt, daß die Krankheit bei den Chinesen fast völlig fehlt, und ähnliches hat Küttner selbst in China wie im Orient überhaupt gefunden. Naturvölker, die unter natürlichen Bedingungen leben, sind fast frei von Blinddarmentzündung. Sobald sie mit der europäischen Kultur beglückt werden, oder sobald Landbewohner in die Stadt ziehen, steigt die Häufigkeit der Krankheit.

Als Erklärung hierfür kommt in erster Linie der Uebergang zu einer neuen, ungewöhnlichen Lebensweise in Frage. Es handelt sich nicht nur um die Unzweckmäßigkeit der Nahrungsaufnahme, zu der das hastende Leben der Gegenwart häufig verleitet, sondern vor allem um die Unzweckmäßigkeit der Ernährung selbst, und zwar, wie Mac Lean betont, in erster Linie um die übermäßige Fleischkost.

Der Genuß von Fleisch und Fisch ist bei den Völkern westlicher Kultur bedeutend höher als bei den Orientalen und Naturvölkern. Er ist bei der Stadtbewölkerung höher als auf dem Lande und ist bei uns heute größer als vor hundert Jahren und steigt noch immer an. Der französische Chirurg Championniere hat sogar nachgewiesen, daß in einer Gegend, deren Bewohner hauptsächlich vegetarisch leben, die eingewanderten Fleischesser an Blind-

darmentzündung erkranken. Für die deutsche Marine hat Mac Lean festgestellt, daß die Heizer, die wegen ihrer anstrengenden Arbeit mehr Fleisch bekommen, häufiger erkranken als die Matrosen. — Neuerdings hat man auch einen Zusammenhang der Blinddarmentzündung, die epidemisch auftritt, mit Influenza-Epidemien nachgewiesen. Dieser erklärt sich nicht daraus, daß die Erreger der Influenza oder der Angina auf dem Blutwege in den Wurmfortsatz gelangen und hier Entzündungen hervorrufen, sondern daraus, daß der Wurmfortsatz nach Bau und Funktion ein Organ ist, das mit den Gaumenmandeln und ähnlichen Gebilden auf gleicher Stufe steht. Man hat die Blinddarmentzündung daher mit Recht als „Bräune des Wurmfortsatzes“ bezeichnet.

Kleines Feuilleton.

Schwarzjahre in der Gasse.

Von Christian Staun ist vor kurzem im Verlage S. Fischer, Berlin, ein Roman erschienen, dessen Inhalt aus dem Elend der untersten Massen heraufgeholt ist, aus jener sozialen Sphäre, wo alle bürgerliche Norm sich in haltlose Verkommenheit auflöst. In einer alten Mietskaserne der Landwehrgasse, in dem sogenannten Leichenhause, häuft sich dies Elend in seinen fürchterlichsten Formen massenhaft zusammen, und die Verflörung, die über das Leben der Erwachsenen gekommen ist, frisst mit gierigen Lasterzähnen den Kindernachwuchs an. Staun schiebt einen Jungen von gesunder Körperlicher und geistiger Art in den Vordergrund des Schfeldes. Die gesunden Anlagen schützen den Jungen nicht: die Umwelt macht ihn democh müde; das Gift, das sie atmen läßt, ist mächtiger als alle Segenwehr, es nützt den jungen Lebensdrang aus und ersticht das Lichtverlangen, ehe es noch recht zum Gefühl des Lichts aufgebrochen ist. Der Vater des Jungen ist zum wüsten Trinker herabgesunken, die Mutter zum freudlosen, geschlagenen Arbeiter. Mit der Flucht der Mutter von Mann und Kindern weg beginnt der Roman, mit einer Flucht, die ins Leichenhaus, das letzte Asyl der Zerbrechenden, führt, aber vergeblich ist; und der Roman endet mit der Auslieferung des in eine Diebeshande geratenen Jungen an die Besserungsanstalt, die ihn, der vielleicht noch zu retten wäre, vollends verderben und zum Verfallsverbrecher reif machen wird.

Mit harten Wirklichkeitsfarben, Szene um Szene eingehend langsam malend, erschließt Staun den Lebenskreis grauenhafter Verelendung, die ihre Opfer unerbittlich einspinn und mattsaugt. Man darf ihm zugestehen, daß er sein Thema streng abzugrenzen und logisch festzuhalten versteht; aber wenn er das Einzelne des Bildes schon sicher erfaßt, so reicht seine Kraft doch darüber nicht hinaus. Es gelingt Staun nicht, das Stück sozialer Welt, das er zeichnet, in der Verglebung mit dem sozialen Ganzen, von dem es doch bedingt ist, so darzustellen, daß es als ein natürlicher Teil desselben erscheint. Wenn er es eine Frucht der bürgerlichen Gesellschaft nennt, so geschieht das nicht in dem Sinne, daß er der bürgerlichen Gesellschaftsordnung die Schuld zuschiebt. Er macht ihr lediglich moralische Vorwürfe. Mit ihrem Almosenpenden und ihrem Bessernwollen lähme sie den Trieb der Selbstaufrichtung. Sie habe den Elenden damit das Verantwortungsgefühl für sich und hauptsächlich für ihre Kinder „schändlich abgelöst“, und wenn sie ernsthaft wirken wolle, möge sie diesen wichtigsten von allen Lebenswerten wiedergeben, denn ohne dies Verantwortungsgefühl sei jeder Gedanke an Hebung nur Torheit. Man braucht nur noch zu erwähnen, daß dem Verfasser Schnaps und Prostitution als Ursachen des Elends gelten, um seinen kleinbürgerlichen sozialen Pessimismus zu kennzeichnen.

Diese Rückständigkeit sozialen Urteils äußert sich auch darin, daß seine Beobachtungen über die proletarische Pöbhe sich so ganz auf das Beschränkte, was das Leben der ganz Verelendeten ihm zeigt; das proletarische Element, das den „Trieb zur Selbsthebung“ nicht verloren hat und auf neuen, eigenen Wegen betätigt, schiebt er völlig aus. Er verschweigt nicht, daß die sozialdemokratische Zeitung der Stadt, in der sein Roman sich abspielt, bei dem Elendsvolke der Landwehrgasse bekannt ist, aber einen Einfluß räumt er dort nur einer „ruchlosen Schmutzpresse“ ein, die die Verworfenheit systematisch großziehe, während sie in den Schwächen ihrer Leserschaft spekuliere und deren Laster entschuldige oder gar ausführe. Dies Ausschließen der nicht deklaffierten Schichten des Proletariats kann für das Urteil über Stauns Roman nicht außer Betracht bleiben. Es ist so widernatürlich für ein Werk, das sich mit dem Proletariat befaßt, daß man annehmen muß, dieses Verzicht der proletarischen Welt ist Staun ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch.

Diesem Urteil widerspricht die rückständige, kleinbürgerliche Auffassung sozialer Erscheinungen keineswegs, sie harmoniert vielmehr damit. Die Armeleutdichtung, dies durchaus bürgerliche Erzeugnis der Literatur, endet dort, wo die Klassenkampforganisation des Proletariats ihre sozial neugestaltenden Wirkungen zu zeitigen beginnt. Denn in die Pöbhe des organisierten Arbeiters dringt niemand ein, der außerhalb des Kulturkreises der proletarischen Organisationen steht. Ihr Leben will erlebt sein. Stauns Roman hätte vor dreißig Jahren vielleicht Aufmerksamkeit erregen können. Für die gegenwärtige soziale Dichtung bedeutet er bloß einen überflüssigen Nachklang.

frd.

Erziehung und Unterricht.

Verfuche zur Linkshändigkeit. Das Evangelium der Linkshändigkeit wurde vor einigen Jahren verkündet und fand überall glänzende Anhänger. Der Rechtschändigkeit wurde als einseitiger Ausbildung des Trägers festig Fehde angesagt. In der Ausbildung beider Hände sah man das beste Mittel zur Erweiterung und Entwidlung der schimmernden Verstandeskraft, und aus der Ansicht, daß bei der Behandlung der geistig minderwertigen Kinder der Zusammenhang zwischen Hirn und Hand am deutlichsten erkennbar sei, ergaben sich Versuche mit einem Kindermaterial, das an geistiger Begabung zurückstand. Ueber die Versuche, die in den Berliner Hilfsschulen angeestellt wurden, hat jetzt der Kreisinspektor Dr. Diddhoff einen Vortrag gehalten, der in den „Veröffentlichungen des Erziehungs- und Fürsorgevereins für geistig zurückgebliebene Kinder“ (Geschäftsstelle Berlin O. 34, Straymannstr. 5) als achttes Heft erschienen ist. Diddhoff faßt das Ergebnis in folgenden Sätzen zusammen:

Die Natur weist uns hin auf den bevorzugten Gebrauch der rechten Hand; sie sorgt aber auch dafür, daß die Ausbildung der linken Hand nicht ganz vernachlässigt wird; fortgesetzt wird die Rechte durch die Funktionen der Linken unterstützt und ergänzt. Der Wert, den die Doppelhändigkeit für das praktische Leben hat, ist nicht zu verkennen. Es wäre daher sinnlos, die Linkshändigkeit, wo sie sich zeigt, nicht fördern oder gar unterdrücken zu wollen. Aber über der Ausbildung der linken Hand die Aneignung der wichtigsten Kenntnisse und Fertigkeiten vernachlässigen zu müssen, erscheint ökonomisch und pädagogisch nicht ratsam. Es bedeutet eine Vergewendung von Energie und Zeit. Von weiteren derartigen Versuchen an schwachmünnigen Kindern, die mehr als die Normalschüler an ein Haushalten mit Kraft und Zeit gebunden sind, deren Ausbildungsmöglichkeit beschränkt ist und eine Ansumme von Geduld erfordert, ist daher abzuraten. Schon der Unterrichtsverlauf in den üblichen Formen unterliegt bei Hilfsschülern den stärksten inneren Schwankungen. Die Unterrichtsergebnisse sind auf Sand gebaut. Eine Dispositionsschwankung wirkt das mühselig aufgetragene Unterrichtsresultat über den Haufen. Der Lehrer muß in zähester Geduld da wieder anfangen, wo er soeben aufgehört hatte. Wenn man nun gar den Fortschritt noch zweifelhafter macht, ihn hemmt und verzögert, wie es bei der erzwungenen, unlieblichen Linkshändigkeit der Fall ist, so kann man nicht von Linkshändigkeit reden. Nicht Arbeitsteilung und Arbeitsgewinn ruft dieses neue Prinzip hervor, sondern Arbeits- und Kraftverlust. Dieses gutgemeinte, aber östrohierte Verfahren wird als Plage empfunden, und ich möchte von meinem Standpunkte aus bitten, diese Uebungen für Hilfsschüler dauernd abzubrechen.

Das letzte Wort ist damit allerdings noch nicht in dieser Angelegenheit gesprochen. Die Normalschulen kommen jedoch nach meinem Dafürhalten gleichfalls nicht als Ort für die „Linkshändigkeit“ in Betracht. Die Erziehungsheime und andere Anstalten mit Internaten erscheinen mir wegen ihres geschlossenen Charakters, der eine ständige Ueberwachung und fortgesetzte erzieherische Beeinflussung ihrer Anassen eher zuläßt, als die technischen Uebungen der nur halbtäglich unterrichteten, von lauter verschiedenen Lehrkräften unterwiesenen Volksschüler, am geeignetsten zur weiteren Erprobung dieses Reformprinzips. Für unsere Berliner Hilfs- und Normalschulen möchte ich also die Linkshändigkeit aus guten Gründen dauernd ablehnen.

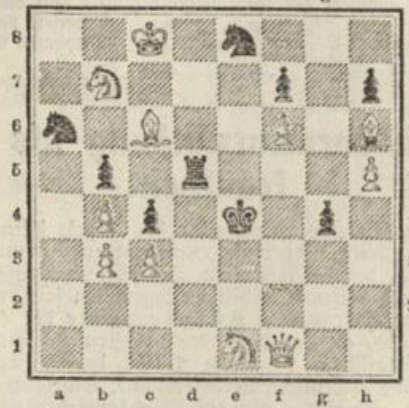
Geographisches.

Die gute, alte Zeit der Sahara. Große Teile von Nordafrika, besonders in Tripolitanien, die heute öde und verlassen sind, waren zur Römerzeit gut angebaut und bewohnt. Man schreibt diesen Wechsel vielfach einer seit dem Altertum eingetretenen Klimaänderung zu, während andere Forscher sie ablehnen, vielmehr annehmen, daß infolge der späteren Dezimierung der Bevölkerung durch Vandalen und Araber die Felder nicht mehr unter Kultur gehalten werden konnten und eine Deute der andringenden Wüste wurden. Wie dem nun auch sei; es ist längst durch Gautier, Girancourt und andere für den Süden der westlichen Sahara festgestellt worden, daß er in früherer Zeit dort, wo heute nackter Fels liegt, ziemlich gut von Menschen bewohnt gewesen ist. Kunde von Geräten beweisen es.

Ähnliches hat nun Kommandant Tilho, wie er in „La Géographie“ mitteilt, auch für die südliche Dsisahara im Norden von Kanem und Wadai bis nach Vorku hin ermittelt. Er hat dort mehrere Hektar große Flächen heute unbewohnter Dünengebiete gefunden, über die alte Stein- und Eisengeräte und Waffen, sowie Gefäßscherben in großer Menge zerstreut sind. Ferner ist er auf Ruinen von Siedelungen gestoßen, die nach Aussage seiner Führer erst vor nicht langer Zeit verlassen worden sein sollen. Die am Titrissee lebenden Wulala wurden Tilho als die Nachkommen der seghhaften Bevölkerung bezeichnet, die am heute troden liegenden Wahr el-Ghasal wohnte, als dieser noch fließendes Wasser hatte. Auch der Elefant hat ehemals hier gelebt, denn Tilho fand in einem oberen Nebental des Wahr el-Ghasal bei Tungur einen Stoßzahn und mehrere Wadenzähne dieses heute weit nach Süden zurückgewichenen Dickhäuters. Was jetzt Wüste ist, muß also ehemals Wasser und Weidelage gehabt haben.

Schach.

Unter Leitung von S. Alajin.
Unser Turnier: Motto: „Zugzwangstellung“.



Am 20. Januar gab Capablanca in Petersburg eine Simultanvorstellung gegen 24 Gegner, die laut Bedingung sich nur aus Mitgliedern des Parlaments und hohen Würdenträgern aus Regierungskreisen zusammenstellten. Es stellten sich einige starke Amateure auch in diesem Publikum heraus, denn der Simultanspieler verlor 3 1/2 Zähler, worunter folgende Glanzpartie gegen den Kollegen des Eisenbahnministers, Ingenieur Dumitraschko, der die schwarzen Steine führte: 1. d4, d5; 2. c4, e6; 3. Sd3, Sf6; 4. Sc3, Sc6; 5. Lg5, Le7; 6. e3, h6; 7. LxS, LxL; 8. cd5, ed5; 9. Lb5, 0-0; 10. LxS, bxc6; 11. Te1, Dd6; 12. 0-0, Lg4; 13. h3, Le6; 14. Dc2, Tfe8; 15. Sa4, Ld7; 16. Sc5, Lc8; 17. Sd3, Lf5; 18. Tfd1, Le4; 19. Da4, Te6; 20. Sde5, Lxc5; 21. SxL, c5 (der Beginn einer Glanzkombination); 22. Txce5, TxS; 23. Te6, Tg5!; 24. TxD, Txg2!; 25. Kf1, cxd6; 26. Dc6, Tb8; 27. Td2, Lf3; 28. Dxd6? (Es drohte Tg2-h2-h1+). Jedoch war Te2 nicht event. Ke1 vorzuziehen) 28... Tc8; 29. Td1, Te2; 30. Df4, Texf2!; 31. Ke1, LxT. Weiß gab auf.

Zu nachstehender Turnierpartie vom 19. Januar sind die Anmerkungen von Alajin. (Die umklammerten von uns.)

Spanisch.

A. Aljehin. A. Niemzowitsch.

1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-c6; 3. Lf1-b5, a7-a6; 4. Lb5-a4, Sg6-f6;

5. 0-0 Sf6xe4
(Viele ziehen Le7 vor. Wir sind für den Textzug.)

6. d2-d4 b7-b5
7. La4-b3 d7-d5
8. d4xe5 Le8-e6
9. c2-c3

(Notwendig, um Sc6-a5xb3 zu parieren.)

9. Lf8-e7
10. Tf1-e1 Se4-c5!
11. Lb3-c2 Le6-g4
12. Sb1-d2 0-0

(Dies ist fehlerhaft. Besser Lh5! um event. über Lg6 zu verfügen.)

13. Sd2-b3 Sc5-e4
(Eine Neuierung. Auf 13... Sc6 erzwingt Weiß mit 14. Dd3 die Forderung g7-g6. S e h t geht 13... Lh5? nicht mehr wegen 14. Lxh7+, KxL; 15. Sg5+, LxS; 16. DxL+, Lh6; 17. SxS x.)

14. Lc1-f4

Von 14. LxS, dxe4; 15. DxD, TxD; 16. Sfd4, SxS!; 17. SxS, Le5; 18. Txe4, Lf5; 19. Tf4, Lg6 hatte Weiß seinen Vorteil, da Schwarz mit Te8 und Td5 den Bauer zurückgewinnt.

14. f7-f5
15. e5xf6 Se4xf6
Nicht Txxf6? wegen Lxc7!

16. Dd1-d3 Sf6-e4
Auf 16... Lh5 folgt 17. Sh1! (Besser war LxS nebst Dd7)

17. Lf4xc7! Dd8-d7!
18. Sd3-c5! Sc6xe5
19. Le7xe5 Le7-h4
Tx? wird mit TxS! beantwortet.

20. Le5-g3 Lh4xg3

21. h2xg3 Lg4-f5
22. Dd3-d4 Tf8-d8
Sxg3? scheitert an Sc5 nebst Lb3.

23. Ta1-d1 Dd7-c7
24. Sb3-d2 Se4xf2

Zuviel! Aber auch 24... SxS; 25. LxL, Se4; 26. Le6+, Kh8; 27. Lxd5, mit der Drohung LxT ist unglücklich.

25. Le2xf5 Sf2xd1
26. Te1xd1 Dc7xg3
27. Lf5-c6+ Kg8-h8
28. Le6xd5 Ta8-c8
29. Sd2-e4 Dg3-h4
30. b2-b3 Te8-c6
31. Dd4-f2

Sicherer als 31. LxT, TxD; 32. cxd4, was allerdings ebenfalls gewann.

31. Dh4-h5
32. Df2-f3 Dh5xf3
33. g2xf3 g7-g6
34. Td1-d2 Te6-b6
35. c3-c4 b5xc4
36. b3xc4 Tb6-b1+
37. Kg1-f2 a6-a5
38. c4-c5 Tb1-c1
39. c5-c6 Kh8-g7
40. Ld5-c4!

Entscheidend

40. Te1xc4
Sont folgt Lb5 (40. Tb8; 41. c7) nebst Td7+ und Sd6 x.

41. Td2xd8 Te4xc6
42. Td8-d7+ Kg7-h6
43. Kf2-g3 Te6-c4
43. Te2?; 44. f4 nebst Sg5 und Txh7+

44. Se4-f2! Kh6-g5
Über 43. Ta4?; 44. Sg4+, Ld5; 45. Td5+, g5; 46. Td6 nebst Te3+

45. Td7-d5+ Kg5-f6
46. Td5xa5 Aufgegeben.
(Eine von Anfang bis zu Ende sehr lebhafter und interessante Partie.)